Und jetzt einen Joint

Die neue Hitliste der gefährlichen Drogen fördert die Verbotsgesellschaft

Beda M. Stadler

Die wissenschaftliche Literatur hat uns ein Osternest mit Überraschungseiern beschert. Alkohol soll gefährlicher als Ecstasy und LSD sein! Dies behauptet David Nutt, Psychopharmakologe der Universität Bristol, in der neusten Ausgabe von «Lancet». Unter seiner Obhut haben sich Experten getroffen, um missbrauchte Drogen in eine rationale Skala einzuteilen. Bisher gab es die Klassen A bis C. Diese Stoffklassen waren Richtlinien, um Drogenkonsumenten ins Gefängnis zu bringen. Niemand kennt die Klassifizierung, trotzdem wissen wir, von welchen Stoffen man besser die Finger lässt.

Professor Nutt und seine Experten wollten nicht nur illegale Drogen in die neue Skala einordnen, sondern auch legale, wie Alkohol und Tabak. An erster Stelle der neuen Top-zwanzig-Drogenliste landete, der Gefährlichkeit nach, Heroin. Auf Platz zwei dann Kokain. Das ist keine Überraschung. Die weiteren Placierungen sind allerdings bemerkenswert.

Zuerst aber sei zusammengefasst, worum es den Experten ging. Die Gefährlichkeit der Drogen wurde aufgrund von drei Faktoren beurteilt: erstens nach der Grösse des Schadens, der dem Drogenkonsumenten zugefügt wird. Zweitens nach der Grösse der Tendenz, eine Abhängigkeit zu entwickeln. Und drittens nach der Wirkung auf die betroffenen Familien, auf ihr Umfeld oder die Gesellschaft.

Manch einer wird jetzt ein schlechtes Gewissen kriegen, wenn er erfährt, dass an dritter Stelle Barbiturat, ein bewährtes Schlafmittel, ist. An vierter Position ist Strassenmethadon, mit der Betonung auf Strasse, um die offizielle Methadonabgabe von moralischem Skrupel zu befreien. An fünfter Stelle figuriert der Alkohol! Vermutlich ist dies für die Gutmenschen, welche zurzeit die Raucher zum letzten Abschaum dieser Gesellschaft stempeln, eine Zwickmühle. Wo mit einem Gläschen auf qualmfreie Beizen angestossen wurde, hoffen wir, es sei bei dem einen Gläschen geblieben. Jedes dritte Glas gilt als Alkoholmissbrauch. Und Champagner gibt zudem CO_2 ab.

Raucher können hingegen aufatmen: Tabak steht erst an neunter Stelle. Zwischen Alkohol und Tabak liegen nämlich der Missbrauch des Narkotikums Ketamin, jener des Tranquilizers Benzodiazepin und schliesslich jener von Speed (Amphetamin). Für brave Drogenpolitiker beginnt ab hier das Problem, weil erst zwei Plätze weiter unten, sozusagen im harmlosen Bereich, Cannabis aufgelistet ist. Genau das predigen in diesem Land die Kiffer längst ihren Eltern: Haschen sei im Vergleich zu Tabak und Alkohol harmlos! Wem Marihuana trotzdem zu riskant ist, der kann gemäss Experten zu harmloserem Stoff greifen: drei Plätze weiter unten steht LSD und erst auf Platz 18 dann Ecstasy.

Mit anderen Worten, diese Liste ist eine Herausforderung für alle, die den Kindermädchenstaat einführen möchten. Sind Klosterfrau Melissengeist und Jägermeister wirklich gefährlicher als ein Joint oder ein LSD-Trip? Schon einmal wurde ein Medikament, Heroin, das als Schmerzmittel besser taugt als Aspirin, gesellschaftlich diskriminiert und dann in die Illegalität gedrängt. Ich hoffe, das passiert nun nicht dem Rotwein.

Beim Tabak sind wir bereits so weit! Es wird behauptet, ein klein wenig Passivrauchen sei genauso gefährlich, wie wenn man tagtäglich am Stengel hänge. Da das Dosis-Wirk-Prinzip wissenschaftliches Denken ist, kann man nicht erwarten, dass Politiker auch so denken.

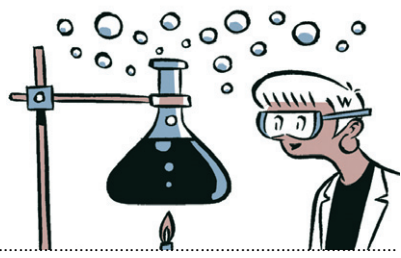
ILLUSTRATION: GABI KOPP

Es ist noch nicht lange her, dass die Lungenliga Schweiz verkündete: «Passivrauchen verursacht mehr Tote als Aids, Drogen oder Gewaltverbrechen.» Wie gross die Narrenfreiheit dieser Aussage war, wird jetzt ersichtlich, da wir uns zwischen Strassenkriminalität und einem Glas Rotwein entscheiden müssen!

Sind Klosterfrau Melissengeist und Jägermeister wirklich gefährlicher als ein Joint oder ein LSD-Trip?

Die politische Agenda auf dem Weg zur Verbotsgesellschaft scheint aber programmiert. Politiker und ihre Berater werden mit rauchfreien Gehirnen vorerst die Klimakatastrophe bewältigen, dann kommt der Alkohol dran: beim Apéro.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.



pH-Wert
Pia Horlacher

Österlich ist die Botschaft von «Sieben Mulden und eine Leiche» gewiss nicht, obschon der Film von Thomas Haemmerli eine Tote zum Leben erweckt, für eine Filmlänge auferstehen lässt aus dem Müll von Jahrzehnten, in dem sie einen jämmerlichen Tod gestorben ist. Wochenlang lag die Leiche von Haemmerlis Mutter in einer Wohnung, die bis unter die Decke zugepflastert war mit allem, was die krankhafte Sammelwut eines Lebens hergibt. Ein klassischer «Messie»-Fall, wie die Fachleute es nennen. Ein Film darüber hätte eine kleine Passionsgeschichte werden können: Leben und Sterben in der Vereinsamung urbaner Gesellschaften. Der Sohn, ganz abgebrühter Profijournalist, kreuzt denn gleich mit der Kamera am Leichenfundort auf, als Schutzschild, wie er meint. Doch will sie uns in seinen Händen eher als Waffe erscheinen, mit der noch die letzten Lebenszeichen einer schmerzhaften Erinnerung totgeballert werden. In der munteren Leichen- und Müllentsorgung, die Haemmerli und sein Bruder mit forciertem Witz betreiben, landet auch jedes Mitgefühl auf den Abfallmulden der Familiengeschichte. Und damit jede mögliche Reflexion über den schockierenden Privatfall hinaus. Der Schrecken dieser Betrachtung liegt nicht in den vielzitierten Leichenresten, die der Mann von Rentokil vom Parkett abkratzen muss; der Schrecken liegt im Auge des Betrachters, der den Schock nicht wahrhaben kann, nur ausblenden will. «Sieben Mulden und eine Leiche» ist leider ein Fall für die Familientherapie, nicht für das Kino.

Nachrufe

Das Schweizer Nationalgetränk

Robert Barth, der das Süssgetränk Rivella erfand, ist 84-jährig gestorben

Dass Milch gesund sei, wussten Generationen von Sportlern, die Ovomaltine tranken. Sie lachten, als ihnen einer ein neues Süssgetränk andrehen wollte. Es beruht auf Molke – die nicht so weit von Milch entfernt ist. Heute trinken Schweizer Sportler Rivella.

Nicht aber Sportler des Auslandes. Dort hat das Getränk wenig Anklang gefunden. «Lieber eines der schönsten und beliebtesten Dampfschiffe auf unseren heimatlichen Seen» sein als «ein vergleichsweise unbedeutender Kahn auf den unseren Globus umfliessenden Ozeanen», gab sich der Erfinder zufrieden. Immerhin war er zu einem der reichsten Unternehmer des Landes geworden.

Schon der Vater des 1922 geborenen Robert Barth hatte ein Unternehmen gesteuert, war Direktionspräsident des Elektrizitätskonzerns Elektrowatt. Der Junge studierte zuerst ordentlich Jus und engagierte sich nach Ende des Zweiten Weltkrieges in der Nothilfe für Deutschland, wohin er Lastwagenkonvois mit Lebensmitteln brachte. Da lernte er organisieren.

Jede Firma hat ihren Gründermythos, bei Rivella erzählt dieser, wie der Gründer zum geheimnisvollen Rezept kam. Robert Barths Bruder plante eine Reise nach Amerika und bot per Inserat an, er werde Firmen helfen, die dort Fuss fassen möchten. So kam ein Milchbiologe – nach anderen Quellen eine Arztwitwe – auf ihn zu mit einem Rezept für ein Bier aus Molke. Molke, diese gelblich-grüne Restflüssigkeit, die bei der Käseherstellung entsteht.

Der weise Arzt Paracelsus hatte Molke als Medizin empfohlen. Bei Kuren trinkt man sie zur Entschlackung, schmiert sie aufs Gesicht oder badet darin, was in Gruppen noch anregender ist. Solches kultivierte eine heute verschwundene Lebensreform- und Gesundheitsbewegung.

Das Rezept kam in die Hände des Jusstudenten Robert Barth, der immer schon etwas anderes als die andern hatte tun wollen. Nun pröbelte er in der Badewanne seiner Wohnung mit Molke. Er extrahierte das Milchserum, das nur noch wasserlösliche Bestandteile enthält. Noch fehlte die richtige Süsse. Er mischte Zucker, Kräuter- und Fruchtessenzen bei. Überlegte sich Fertigungsverfahren. Da stand der angehende Jurist an. Ein Lebensmitteltechnologe namens Süsli half, das Getränk zur Produktionsreife zu bringen. Irgendwann war der Geschmack im Gaumen anders genug als der aller anderen Getränke und das bernsteinbraune Tafelgetränk ohne Alkohol fertig. Das Rezept blieb Firmengeheimnis. Der erste Firmenname betonte das Heilkundliche: «Milkin-Institut Robert R. Barth». Noch fehlte der Name fürs Produkt. Barth, der nebenbei auch in einem Werbebüro gearbeitet hatte, wusste um die Wichtigkeit der Etikette. Im SBB-Kursbuch stiess er auf den klingenden Namen «Riva San Vitale». Aus urheberrechtlichen Gründen suchte er etwas Verwandtes und stiess im Italienisch-Dix unter «Riv» auf «Rivelazione», die Offenbarung. Sie war's.

1952 also kam Rivella auf den Markt. In einer Firma, die Barth mit einem Bruder und dem Vater hochzog. Zuerst in Stäfa, dann in Rothrist. Seine Frau half mit. Er war 30 und wusste noch nicht, dass er das Schweizer Nationalgetränk kreiert hatte. Denn was nach Anfangserfolgen kam, war «eine Durststrecke», so der Pionier. Die Geldgeber aus der Familie sahen keine Dividende. Es gab Rückschläge. Das Getränk war anfällig für Nachgärungen, manche Flasche explodierte. Eine böse Überraschung für die Kunden. «Wir boten zwar ein gesundes und vernünftiges Getränk an», so der Pionier, «aber die Leute wollen lieber etwas in Richtung Drogen» – gemeint Alkoholisches. Zudem inszenierte der Schweizerische Mineralquellenverband einen Boykott, weil er seine eigenen Süssgetränke vertrieb – das allerdings nahm Barth sportlich.

Wirtschaftspionier mit dem etwas anderen Geschmack: Robert E. Barth.

Dass er sich durchsetzte, hatte mit der Werbung zu tun. Gesund und vernünftig war: Sport. Also begann Barth dort zu investieren. Er spendete die Verpflegung am Engadiner Skimarathon, veranstaltete Seifenkistenrennen; den Durchbruch schaffte er, als es gelang, einen Werbevertrag mit der Ski-Nationalmannschaft abzuschliessen, die dann in Rivella-Leibchen ein Rivella-Liedchen trällerte nach der Melodie «Alles fahrt Ski».

Nur eben im Ausland haperte es. Zwar gelang ein Anfangserfolg in den Niederlanden, woher auch die Anregung kam, ein Diabetikergetränk zu produzieren – was zum zuckerarmen «Rivella blau» führte, dem ersten künstlich gesüssten Leichtgetränk Europas. Andere Vorstösse scheiterten, am übelsten in England. Das Vertrauen in ein Getränk aus Käse-Restwasser liess sich bei der Nation, die lieber heisses Wasser auf Teeblätter giesst, nicht erzwingen.

Bis ins hohe Alter blieb Barth an der Spitze des Familienunternehmens Rivella AG. Ein «Grandseigneur», wie ihn Adolf Ogi charakterisierte, und ein Patron alten Stils. Er hinterliess einen Markenartikel, der heute zum Schweizer Kulturerbe gehört wie Maggi-Würfel und Sugus. *Willi Wottreng*

Ursula Isler, gestorben im Alter von 83 Jahren, Schriftstellerin. Sie hatte Kunstgeschichte studiert und verfasste unzählige kunstkritische Essays, schrieb aber auch Erzählungen und Romane, die oft verbunden waren mit der Zürichseeregion. Frauenschicksalen galt ihr besonderes Augenmerk. So war sie die Erste, die in der Zürcher Patrizierin Lydia Welti-Escher – bekannt durch eine Affäre mit dem Berner Maler Karl Stauffer Ende 19. Jahrhundert – eine selbständig handelnde Frau sah und nicht einfach eine von Launen geschüttelte Nervenkranke.

Peter Keckeis, 87, Verleger. Viele Leserinnen und Leser haben Bücher in der Hand gehalten, die sie ihm verdanken, der im Hintergrund blieb. Er hatte das katholische Verlagshaus Benziger in einen bedeutenden Herausgeber zeitgenössischer Literatur verwandelt und verlegte da etwa die Kriminalromane von Friedrich Dürrenmatt. Das Buch «Die Fertigmacher» wurde zum Kultbuch – Arthur Honegger berichtet darin von seinem Leben als Verdingbub. Mit besonderer Liebe widmete sich Keckeis den Kindern, denen er sorgfältig illustrierte Bücher schenkte. Als er zum Verlag Huber Frauenfeld gestossen war, machte sich Keckeis an die Neuausgabe der Werke des kantigen Carl Albert Loosli. Ein deutscher Schriftsteller schrieb einmal, dass der Geist wehe, wo er wolle, «manchmal an einem Ort wie Frauenfeld».

Peter Hirt, 65, Kunstmaler, Bauernmaler, Alpinist, Extremsportler. Wiederholt hatte er Aufsehen erregt. Er marschierte mit Sportsgenossen auf Ski von Sibirien zum Nordpol, wo er die Fahne seines Aargauer Wohnorts Gränichen hisste. Er fertigte von Anker-Gemälden Kopien an, die so präzis waren, dass sich Einbrecher ein Dutzend davon aneigneten. Anteil nahmen viele an seiner Suche nach seinem Sohn, der vor 30 Jahren am Titlis verunglückt war. 135 Male stieg Hirt hoch, bis er Kleiderresten fand. 2005 gab der Gletscher eine Leiche frei, Hirt fand seine Ruhe – vielleicht ertrug er diese nicht. Er sei glücklich und gesund gewesen, als er auf einer Ferienreise nach Bali und Singapur plötzlich zusammenbrach, berichtet die «Aargauer Zeitung». Allein in diesem Jahr habe er dreimal das Matterhorn besteigen wollen. *(wot.)*